

Eine wahre Episode aus dem Seemannsleben, erzählt von Carl Hoehler.

Im Maitrofenheim zu Boston saß eine Gruppe sonnenverbrannter, weicherer Gestalten, kurze Humpfen räumend, beisammen und gaben der Reihe nach ihre Erlebnisse zum Besten.

„Ihr Jungens“, begann er, „wagt ja eigentlich noch gar nicht, was wirkliche Lebensgefahr bedeutet: das bischen Obenerumtrabbeln, wenn eine Boe die Mast biegt, und das Schiff auf die Seite legt oder ein paar Sturzwellen darüber schlagen, ist so gut wie gar nichts! Und wenn Ihr dann wieder glücklich unten seid, habt Ihr doch wenigstens feste Planten unter den Füßen; aber in einem alten, verrotteten Sieb zu segeln, ist etwas ganz anderes. Und etwas anderes als ein Sieb konnte der lede, antedivianische Kasten nicht genannt werden, auf dem ich dazumal für die Reise von Valparaiso nach Hongkong heuerte.“

Es war die „Meerjungfer“, nach Baltimore gehörig. Die Versicherungsgesellschaft hatten sie zwar bereits kondemniert, aber auf ein paar Dutzend Menschenleben kommt es ja den reichen Nehrden bekanntlich nicht an. Sie lehte schon ganz gehörig, als wir abfuhrten, und obgleich das Wetter längere Zeit günstig blieb, mußte doch fast ununterbrochen gepumpt werden. Das machte aber nichts aus; der Kapitän — „Schinder-Norton“ hieß die Kanaille an der ganzen Rüste — konnte ja in dessen auf dem Achterdeck spazieren gehen oder nach Seemöden schießen, wie er es mit Vorliebe zu thun pflegte.

Das that er in dessen nur, bis der erste Sturm kam; dann hatte er Wichtiges zu thun. Ihr kennt ja wohl alle den blaubbärtigen Heuchler, den irgend ein Idiot den „Stillen Ozean“ taufte: wenn der anfängt zu rasen, sind alle übrigen Meere, damit verglichen, Mühlsteine. So machte er es auch diesmal, und er hatte noch keine zwei Stunden rumort, da rapportierte schon der Zimmermann vier Fuß Wasser im Schiffsraume. Und dann trotz allem verzweifeltsten Pumpen jede halbe Stunde einen Fuß mehr.

Zum Glück hatten wir größtentheils Fahrgästen geladen, so daß die alte Meerjungfer nicht gleich ein Stein unterfand und wenigstens so lange schwamm, bis wir aus Masten, Raaken und Planen ein ziemlich dauerhaftes Floß zimmern konnten. Doch kaum war dasselbe über Bord, und wir darauf, als sie einen letzten gräßlichen Ansturm machte und sich kopfüber zu ihren Schwestern auf dem Meeresboden versammelten.

Eine größere Quantität Lebensmittel oder Wasser zu bergen, war nicht mehr möglich gewesen, da das Wasser bereits zu hoch im Schiffsraum stand; wir hatten also nur die geringen Vorräte, die sich zum sofortigen Gebrauche auf Deck befanden, sowie ein bereits angebrochenes Faß Wasser, das gleich dort lagerte. Zeitzeug und Kleider konnten wir glücklicherweise noch aus dem Vorderkastell retten.

Als ob das gebracht hätte, beruhigte er sich bald darauf, so daß wir im Stande waren, ein überzähliges Segel als Sonnentzelt über unsere gebrechliche Arde auszuspinnen und uns einigermaßen komfortabel zu machen.

So schwammen wir denn, neunzehn Mann hoch, auf der unendlichen Wasserwüste, halbwegs zwischen Amerika und Asien, weitab von allen häufiger befahrenen Handelsstraßen, und hatten somit wenig Aussicht, von einem des Weges kommenden Fahrzeug aufgenommen zu werden. Die Hitze war drückend, und dabei das Wasser so warm, daß von Durstlöcher keine Rede sein konnte, selbst wenn die winzige Nation dazu hingereicht hätte.

Während der ersten paar Tage gab es zweimal täglich einen Zwieback sowie ein fingergroßes Stückchen Pöttefleisch, wozu leichteres jedoch die Meisten nicht einmal zu essen wagten, aus Furcht, noch schlimmer Durst zu leiden. Dann erhielt Jeder nur einen halben Zwieback, nebst einem Stückchen Codfisch, der gleichfalls von Salz starrte und erst in Seewasser eingeweicht werden mußte. Bald darauf gab es nur noch zwei Mal täglich eine Babylasse voll Wasser, einen halben Zwieback und eine Unze gemahlener Kaffees, den wir als Delikatessie verspeisten, weil er nicht getrocknet werden konnte. Am sechsten Tage waren einige der Leute schon nicht mehr ganz richtig im Kopf und sinnten an zu phantasieren, weil sie Seewasser geschluckt hatten.

Wie sehnlich wir unter diesen Umständen nach einem Segel auszuweichen, könnt Ihr Euch denken; am sehnlichsten aber meine Weibsgeliebte und „Schinder-Norton“'s Steward, gleichfalls ein Schwarzer, der vorretter feigt, „Kaffeebrauner“. Denn wir wußten ganz genau, daß mit der letzten Unze Wasser und Zwieback auch unser Schicksal besiegelt sei, da die Liebrigen nicht eher losen würden, wer für's „allgemeine Wohl“ geopfert werden sollte, so lange wir zwei „Nigger“ da waren, die man ohne besondere Gewissenbisse verspeisen konnte.

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 14. Juni 1901

Jahrgang 21. No. 41

wenn sie gleich ein wenig zäher als die Weihen waren. Ja, ja, Ihr Schmierläsige, Ihr launigen, nur nicht, Ihr seid nun einmal so!

Es war vielleicht nur ein optische Täuschung, aber da wir wußten, daß die ganze Bande einen Wolschunger hatte, kam es uns vor, als ob vor uns oder Andere uns bereits mit gierigen, verlangenden Blicken messe, und hielten deshalb heimlich Kriegsgeschütz, wie wir uns am besten unserer Haut wehren könnten, wenn die Noth an den Mann käme.

Als erste Präventivmaßregel beschloffen wir, sämtliche vorhandenen scharfen oder sonstwie gefährlichen Instrumente der Seite zu schaffen. Als wir deshalb während der nächsten Nacht unsere zwei Stunden „Ausgud“ hatten, praktizierten wir jedem der todesmatten Schläfer, der noch ein Messer besaß, dasselbe aus der Scheide, warfen alles, was etwa als Waffe hätte dienen können, über Bord, und schließlich gelang es dem Steward, auch noch seinem Herrn und Meister den Revolver zu stibigen, den er selber in dessen Handtasche gepackt hatte.

Lehter, sowie ein Handbeil, wurden unserem Operationsplan gemäß im Vordertheil des Gigs, dem einzigen der verrotteten Boote, die der Sturm unbeschädigt gelassen, verborgen, desgleichen etwas Zwieback, sowie eine Kanne Wasser, und dann warteten wir, einigermassen beruhigt, der Dinge, die da kommen sollten.

Sie ließen auch gar nicht lange auf sich warten: als am nächsten Morgen die Sonne aufging und bald der Eine, bald der Andere sein Messer vermisste und „Schinder-Norton“ auf der Suche nach seinen Toilettenartikeln sogar sein geliebtes Schiefes, roch man sofort Lunte, da wir beiden „Niggers“ kurz nacheinander auf Waage gewesen waren. Wir leugneten zwar, doch nach kurzer Kontroverse drang die ganze Kotte, der die Angelegenheit ein willkommener Prätext zu sein schien, um uns den Gar aus zu machen, unter Anführung Nortons' auf uns ein.

Das war nicht mehr, als wir erwarteten hatten. Wir waren aber beide noch fröhlich, junge Kerle, retrirten nach dem Gig zu, sprangen hinein, mein Kamerad ergriff den Revolver, rief, auf sie anlegend: „Hände hoch!“ und während die hungrige Meute verbrütet wie ein Mann Folge leistete, kappte ich mit dem Beil die Leine, ließ ab, und im nächsten Augenblick hatten wir die Ruder eingelegt und schossen davon.

Das Wuthgeheul hättel Ihr dann hören sollen, „Schinder-Norton“ springen sehen! Denn der pflegte schon bei weit geringeren Anlässen in Rasterei zu verfallen.

Das Gig war natürlich nur eine Nußschale und auch nicht allzu weiserfichtig, aber wir hatten nun wenigstens den Vorteil, unseren eigenen Kurs steuern zu können, während das unbeholfene Floß nur mit der Strömung oder dem Wind getrieben war. Wir ruderten also, wenn immer es unsere Kräfte gestatteten, Süd-West, in der Hoffnung, einem von San Francisco nach dem Sandwich-Inseln, oder umgekehrt, bestimmten Schiffe in den Weg zu geraten.

Um den Proviant war es schlecht bestellt, weil wir den anderen armen Teufeln nicht das Letzte hatten wegnehmen wollen. Von dem bischen Wasser nahmen wir nur tropfenweise ein, wie Medizin, und um es zu sparen, nahmen wir Abends ein Bad, was uns einigermaßen erfrischte, nur hatten wir dabei immer ein Gefühl, als ob uns ein Hai an den Beinen tauberte, da die Todengräber der Tiefe in jenen Breiten sehr häufig sind.

Als am darauffolgenden Morgen die sogenannte liebe Sonne — die uns, nebenbei gesagt, Blasen auf den Rücken brannte — aufging, war das Floß außer Sicht, aber immer noch aus kein Segel zu gewahren, und der zweite qualvolle Tag verlief wie der erste. Ebenso der dritte. Am vierten verzehrten wir den letzten Zwieback, trant das letzte Wasser, hatten aber nicht mehr Energie genug zu rudern, Ausgud zu halten oder das Boot auszu-schöpfen und lagen in lethargischem Halbchlummer am Boden, umspült von eindringendem Seewasser.

Gegen Abend jedoch nahte die Rettung, und zwar in einer Gestalt, daß wir erst recht glaubten, unser letztes Stündlein sei gekommen. Genau von Süd-West her fegte eine schwarze Wetterwolke, durchdrückt von Blitzen, auf uns zu. Ihr zu entrinnen, war keine Hoffnung; alles, was wir thun konnten, war, den Kopf des Bootes gegen den Wind zu halten, damit die aufgewühlten Wogen uns nicht von der Seite her fassen würden. Es muß spazig gewesen sein, uns zu beobach-

ten, als das Unwetter hereinbrach: Von der feucht-tüchlichen Brise neubelebt, sprangen wir wie auf Kommando auf begnaden aus Leibesträften gegen den Wind zu rudern, gleichzeitig die Mäuler weit aufsperrend, um uns hineinregnen zu lassen und möglichst viel von dem ersehnten Göttertrank zu erschöpfen.

Glücklicherweise enthielt auch die Boe mehr Wasser als Wind; soviel des ersteren, daß, als sie zehn Minuten später vorübergerauscht war, wir Niße hatten, das Boot flott zu erhalten und es eiligst mit den Strohhütten auszu-schöpfen mußten. Ihr könnt Euch denken, mit welchen Gefühlen wir uns von dem eolen, aber durch die Beimischung des Seewassers ungenießbar gewordene Raß trennten!

Gleich darauf hatten wir einen zweiten Glücksfall: Ein großer, jalmartiger Fisch, der entweder am Verenden oder vom Bly beläutet worden war, kam, auf dem Rücken schwimmend, langzeit, und nahm es uns nur wenige Sekunden, ihn an Bord zu speidern. Nun hatten wir nach dem Himmelstrahl auch ein Göttermaß, aber eine Beschreibung desselben würde sich nicht hübsch machen; ich will nur soviel sagen, daß wir es in Ermangelung von Feuer, Messer, Gabeln und Teller, mit dem Beil als Tranchirmesser, nicht so genau mit der Etiquette nahmen.

Leider waren die Ueberreste des Göttermaßes bereits am nächsten Morgen nicht mehr zu genießen, war unsere Lage wieder ebenso trostlos wie vorher. Als Frühstücksstafette saugten wir die widerliche Jauche aus einem Zißel unserer noch vom Regen etwas feuchten Flanellhemden und saßen dann fast den ganzen Tag, ohne ein Wort zu reden, in der unheimlichen Tropensonne bratend da.

Während der Nacht wurde ich plötzlich, am Boden liegend, von einem leichten Geräusch aufgeweckt und sah beim Licht des prächtig gestirnten Südpolehimmels deutlich, wie mein Leibesgefährte mühsam nach vorn kroch und behutsum Revolver und Beil hervorlachte.

Ich hob sofort, was er beabsichtigte, denn derselbe Gedanke war auch mir bereits gekommen. Aber selbst, wenn ich geglaubt hätte, er wolle mit an den Krügen, wäre ich vermuthlich nicht aufgesprungen, um mich zu wehren, da ich in dem Stadium war, wo Einem alle gleichgültig ist, selbst die Sein- oder Nichtsein-Frage.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ er beide Waffen über Bord gleiten und kroch jachte auf seinen früheren Platz zurück. Er that es, wie er mir später selbst gestand, theils dem Selbsthaltungstrieb folgend, theils aus Furcht, selber zum Mörder zu werden.

Ich ließ mir auch am nächsten Morgen nichts merken, obgleich alsbald wenigstens für das Beil Verwendung gewesen wäre. Wir hatten nämlich kaum wieder auf unseren Marterbänken Platz genommen, um die Kleider trocken zu lassen, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und auf ein kleines Fäßchen zuwante, welches im Hintertheil des Bootes unter dem Sieb bestiat war und, wie wir wußten, eine Laterne, nebst Talgkerzen und Feuerzeug enthielt, woran jedoch bis dahin noch Keiner von uns gedacht hatte.

Es aus den morschen Banden zu zerten, war das Wert eines Augenblicks, doch dann kam die Frage, wie den Boden einschlagen! Unwillkürlich wandte er sich nach vorn, fehrte jedoch mit verlegtem Blick auf mich alsbald wieder um und verluhte es mit der zitternden, abgemagerten Faust, ohne inoffen dem dauerhaft gearbeiteten, inausferdichten Fäßchen etwas anhaben zu können. Erst als ich ihm mit einem eisernen Ruderzapfen zu Hilfe kam, wurden wir des kleinen Helfers in der Noth Meister und fielen über den delikaten Inhalt her. Eine Kerze stak in der zerrümmerten Laterne und darunter lagen fünf Stück in Reserve! Jungens, etwas Schmackhafteres, als eine Talgkerze, habt Ihr in Eurem ganzen Leben nicht schmausiert! Macht Euch nie wieder über die Rosaten lustig, denn Ihr könnt nie wissen, wie bald Ihr deren Vieblingsgericht dem feinsten Roastbeef, das Ihr nicht kriegen könnt, vorziehen werdet!

Gleich unser nächstes Mittagmahl, welches, da es gerade Sonntag war, aus Schweinsbraten, süßen Kartoffeln und fogenanntem Plumpudding ohne „plum“ bestand, schmeckte uns nicht halb so gut.

Spät Abends am demselben Tage wurden wir nämlich, wie zwei nasse Säde, hilflos an Bord des amerikanischen Walfischfahrers „North Star“ gebüht, der uns beinahe noch zu guter-

legt in den Grund gebohrt hätte, da wir uns bereits zum Schlafen niedergelegt hatten, und man unser Boot erst im letzten Augenblick gewahrte.

Es war vielleicht nicht ganz korrekt gehandelt, aber da wir eine Anlage wegen Meuterei auf hoher See zu gewärtigen hatten, erwählten wir vorerst nichts von dem Untergang der „Mermaid“, sondern erzählten nur, seien schlechter Behandlung wegen desertirt.

Doch die ewige Gerechtigkeit schläft nimmer: Als wir drei Wochen später im Hafen von Honolulu anfernten, war der erste Mensch, der an Bord kam, der Hafen-Kapitän, und der zweite kein Anderer als — „Schinder-Norton“, der bereits acht Tage vorher von einem anderen Schiffe gelandet worden war, und nun jedes neu angelegte Schiff revidirte, das uns möglicherweise gerettet haben konnte.

Das Wiedersehen war nichts weniger als rührend, wie Ihr Euch denken könnt, und eine Viertelstunde später lagen wir in doppelten Eisen im Verließ der amerikanischen Fregatte „Santre“, auf welcher wir dann späterhin eine Vergnügungstour nach San Francisco machten, um prozessirt zu werden. „Schinder-Norton“, sowie zwei der Steuerleute kamen eigens mit, um gegen uns zu zeugen; doch nachdem der uns zugewiesene Anwalt die Sache ins richtige Licht gesetzt und mildere Umstände geltend gemacht hatte, sprach uns die Jury frei. Unser Glück war's, daß man uns im Norden und nicht im Süden prozessirte, sonst hätten wir sicherlich d'ran glauben müssen. Lebrigens,“ schloß der Alte seine Erzählung, „würde ich unter ähnlichen Umständen genau wieder so handeln: Jeder ist sich schließlich selbst der Nächste und wehrt sich seiner Haut, ob sie nun schwarz oder weiß ist!“

### Der Zukunftsstänker in London und sein recht einträgliches Gewerbe.

Auch die Weltstadt London hat ihre Wahrsager und Schicksals-Deuter, nur daß diese sich den dort billigen Titel „Professor“ oder „Professorin“ zulegen. Das fashionable Weltend weicht von dem Osten nur dadurch ab, daß hier der „Zukunftsstänker“ oft in einer ärmlichen Stube, dort jedoch in Salons und förmlichen Palästen seine Nimmenschen „beglückt“. Man trieb es schließlich darin so arg, daß die Polizei sich der Sache annahm und den Beglückten und Beglückerten einen nicht mißzuverstehenden Wink ertheilte. Seitdem hat man eine anoree Polizei befolgt: Man bietet den Kunden und Kundinnen „Unterrichtsstunden im Wahrsagen“ an.

Eine Dame, die kürzlich bei einem solchen „Professor“, der ihr von befreundeter Seite empfohlen war, vorsprach, erhielt den Bescheid, daß nach dem heutigen Stande der Dinge das Schicksalbeuten aus der Hand nicht mehr erlaubt sei, aber er würde eben so gern erdödig sein, ihr „eine Unterrichtsstunde für eine Guinea zu geben.“ Doch die Dame verstand ihn anfänglich nicht. Sie war nicht zum Lernen gekommen und war im Begriffe, wieder von dannen zu gehen, als sich der Herr „Professor“ beeilte, ihr die Angelegenheit etwas näher zu erläutern. Sie verstand endlich, zahlte lächelnd das Geforderte und erhielt den Gegenwerth in Gestalt der Vertheidigung ihres Schicksals. Auch in England also scheinen die Gesetze nur zu dem Zweck zu existieren, damit — man sie umgeht.

Bemerkenswerth hierzu ist ein Artikel, den wir den Spalten der „Free Lance“ entnehmen. Der Verfasser desselben giebt vor, eine Unterredung mit einem Westend-Professor gehabt zu haben, der ein recht einträgliches Gewerbe aus der Chirotonomie machte. Der Herr hat sich kürzlich von „dem Geschäfte zurückgezogen“, nicht aber, ohne daß er lange Zeit hindurch, „pro Saison“, wie er sich ausdrückte, 5000 Pfd. Sterl. einstrich und sich einen hübschen Betrag in jedem Jahre bei Seite legte. Der „Künstler“, der mit seiner Meinung über sein „Geschäft“ nicht zurückhielt, sagte u. A.: „Meine Laufbahn begann mit der untersten Stufe. Ich habe sowohl dem Milchmädchen von Devonshire, als auch der Herzogin von R. die Zukunft verkündet. Wer, glauben Sie wohl, ist die Leichtgläubigste von Beiden? Nun, die Herzogin.“

Das Landmädchen oder das aufgeweckte Londoner Stadtmid betrachtet Alles nur als Späß und lacht darüber. Anders dagegen die nervöse, fashionable Lady! Angenommen, Sie lassen sich eine langweiligermännliche machen und sie versuchen mit echt theatralischer Gebärde auf sie einzusprechen, unter tausend Damen, wette ich, glauben Ihnen neunundneunundneunzig Alles, rein Alles, was Sie ihnen sagen. Und wenn Sie ein Diplomat

in gewissem Sinne sind und sich die Kundschaft zu halten verstehen, so kommen diese Damen in regelmäßigen Zeitabschnitten immer wieder zu Ihnen. Meine Kundschaft bestand aus weiblichen und männlichen Mitgliefern der höchsten englischen Gesellschaft. Was die letzteren anbetrifft, so kann ich nur mit Abscheu von ihnen sprechen. Ich nahm das Gold dieser Männer, aber ihnen in das verlebte Gesicht zu schauen und die schlaffen Hände zu ergreifen, vermied ich so gut es ging. In Fällen, wo ich es nicht unterlassen konnte, machte es mich regelmäßig krank und ein unüberwindliches Gefühl von Ekel und Widerwillen gegen diese Leute beschlich mich.“

### Die „Musterlehre“ eines Gemeinderathsmitglieds in der Volksschule.

Ueber eine „Musterlehre“ des Gemeinderaths Senges in Flinsbach bei Sinsheim, gehalten bei der Schlußprüfung der Volksschule 1901, wird der „Volkst-“ Folgendes mitgeteilt: Als die weltlichen Fächer vorgenommen werden sollten, da tritt plötzlich das jüngste Mitglied des Gemeinderaths, Herr Senges, Leibdragoon a. D. und Landwirth, vor die erste Klasse.

„Kinner“, sagt er, kennt ihr ah des Gebicht von der Bergschast?“

„Ja“, war die Antwort.

„Sou“, mündet er sich an den Lehrer, „seh weg a mol, Herr Lehrer, lasse Se grad a mol mich mache!“

„Kinner“, fährt nun der neue Schulinspizitor und Musiklehrer fort, „habt a mol uff, ma wella jehzundert die Bergschast bernemma; jedes von ich, sagt sie Verich, un nord erkläre mar's. Also, Jatsöble, fang a mol an: Zu Dionis, dem Drannen fasslich!“

„Jatsöble läßt nun los, wird aber sofort von dem auf Verständlich dringenden gemeinberäthlichen „Musterpädagogen“ mit der Frage unterbrochen:

„Halt! Wigt ihr ah, was an Dyrann is?“

„S Friederle ftreedt den Finger: „Ein Tyrann ist ein Fürsch.“

„S Michele behauptet, ein Tyrann fei einer, der die Leute mißhandelt. Nichts befriedigt den Vistator, und so giebt er selbst die Erklärung:

„An Dyrann ich einer, wu da Leit nett gibt, was ja wella!“

Senges: „Wigt ihr ah, was a Mörder ich? Wir wella a mol seha! Ich Möros a Mörder, weil er den wüschda Dyrann hoch umbranga wella?“

Friz: „Ja!“

Senges: „Ja, net so gang! Warum ich r tei Mörder?“

Andreas: „Weil er den Tyrann hat todtscheden wollen.“

Senges: „No, jo, des ich recht: Sell feant als ir schabel!“

Senges: „Gäwe die freind den Dyrann als dritte in ihrem Bund uffennumme?“

Schiller: „Weiß nicht!“ Ein anderer: „Ja!“

Senges: „Nei! Ma weiß zwar net genöch, ob fe ihm da Wille gedau häwe. Ich glab aber, sie häwe's net gedau, weil er so wüsch geheft ich, un do häwe se numme recht g'hatt. Denn ich het's ah net gedau!“

Senges: „So, Kinner. Bon wem ich denn das Gebicht?“

Schiller: „Das Gebicht ist von Schiller.“

Senges: „Des Gebicht ich von Schiller. Wer ich denn Schiller gewest?“

Schiller: „Schiller war ein Dichter.“

Senges: „Allemol! Schiller war a großer Dichter!“

Damit die „geeignete scheinende Bemerkung“ nicht fehlte, schloß der biedere Landwirth seine Lecture mit den Worten:

„Gell, Kinner! Wammer so's Gebicht erklärt triegt, nor versteht mar's un was ma versteht, lerni ma ah lechter. Sou g'hört's ewa allemol gemacht.“

### Allerlei Merkwürdigkeiten aus Kaiser Napoleon's „Bagage“ in den Tuilerien.

Am 12. Februar 1871 bemerkte man, daß in den Tuilerien gestohlen worden war; Rifen und Koffer waren heimlich weggeholt und zu Belin, dem Kammerdiener Napoleons, gebracht worden. Der Polizeipräsident ließ die ganze „Bagage“ in Beschlag nehmen, und man fand in den Koffern von allererst Napoleons Haushaltungsbuch, d. h. eine directe Buchführung über seine Ausgaben und Einnahmen. Das erste Register datirte aus der Zeit seiner Gefangenschaft zu Ham; der Prinz scheint damals nicht gerade reich gewesen zu sein, denn er sah sich fortwährend genöthigt, bei seinem Kammerdiener Geld zu leihen.

Ferner enthielten die in Beschlag genommenen Koffer eine Menge von Gegenständen, welche die kaiserliche Familie eingepackt hatte, als sie sich

auf die Flucht vorbereitete. Darunter befand sich das erste Hemd des Königs von Rom und das des Prinzen „Luigi“, Mütze, Uniform und Leinwand, das Napoleon bei Solferino getragen hatte, und die Federn, mit denen die Kaiser nach der Schlacht den Friedensvertrag unterzeichnet hatten; ferner Orden, Ringe, Schnupftabaksdosen u. s. w., die der Kaiser zum Geschenk hatte geben wollen, und bei jedem Gegenstand lag die Quittung, da der Kaiser den Preis seiner Geschenke gern genau wußte. Zwei Merkwürdigkeiten, nämlich ein gewöhnliches kupfernes Reliquienkästchen und eine einfache Uhr, zogen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Das Kästchen enthielt ein Stück vom Arme Karls des Großen; an der Uhr hing ein kupfernes Plättchen mit der Aufschrift: „Weder Friedrichs des Großen von Napoleon den Ersten zu Potsdam erbeutet.“ Man wollte die zuletzt genannten Gegenstände dem Louvre-museum zum Geschenk geben, aber der Präfekt widerlegte sich dieser Zustimmung; die Preußen hätten ja sonst sagen können, daß die französischen Kaiser Uhren gestohlen hätten. Die Rifen und Koffer Napoleons wurden nach dieser Untersuchung wieder geschlossen und verpackt. Später wurde alles — Papiere und Register, Weder und Reliquie — der Kaiserin Eugenie gefandt.

### Zwiegespräch zwischen einem Bur und einem Engländer über „Fair Play“.

Die Engländer in Johannesburg, wie Privatbriefe, die auf Umwegen und verpätet eintrafen, melden, machen sich sehr unbeliebt durch ihre häßlichen Ausdrücke über die jetzige Freiheitsbewegung der Buren, bei der sie den Kürzeren ziehen. Fortwährend belagern sie sich, daß Buren nicht „fair play“ kämpfen, sondern immer, wenn sie, die Engländer, mit 10,000 Mann und 20 Geschützen angriffen, nur so lange kämpfen, als sie für sich einen Vortheil sehen, und sofort das Feld räumen, sobald sie von der Uebermacht bedroht sind. Dieser Klagen wegen werden die Engländer sehr viel gefoppt. Nächst gab es folgendes Zwiegespräch zwischen einem Bur und einem Engländer:

Engländer: „Ja, die Buren kämpfen gar nicht mehr „fair play“. Wenn diese Feiglinge nur einmal eine richtige Schlacht annehmen wollten, dann wäre der Krieg bald vorbei; aber so laufen sie fort, sobald wir mit einer großen Macht anrücken. Und dann diese Hinterlistigkeiten der Verräther, die weiter nichts können, als unseren armen Soldaten Fallen stellen und sie dann erbarmungslos niederschießen. Und das nennen die feigen Hunde „fair play“.“

Bur: Da bin ich ganz einverstanden mit Ihnen, und darum habe ich auch die Waffen niedergelegt, um nicht mehr mit diesen gemeinen Buren, Spitzbuben und Feiglingen zu fedten; ich nehme kein Geißel wieder in die Hand für diese Verräther.“

Engländer: Da sind Sie doch einmal ein verständiger Bur, der es einseht, wie gemein es ist, unsere armen Soldaten so hinzumorden und unsere Offiziere von der Spitze ihrer Compagnien wegzuschießen. Aber können Sie, ein so ehrlicher Mann, der über so guten und gesunden Menschenverstand verfügt, nicht einmal Ihren Mitbürgern sagen, daß sie im Unrecht sind und daß sie viel besser thun, wenn sie die Waffen niederlegen und friedlich unter dem Union-Flag leben.“

Bur: Meinen Mitbürgern das zu sagen, würde nicht viel helfen, denn die da noch fedten, sind alles dickköpfige dumme Buren, die das Wort „fair play“ nicht kennen. Das haben Sie doch zuletzt bei Dittoshoop gesehen. Haben die Buren den englischen Soldaten hundertmal Fallen gestellt? Engländer: Ja — und unsere armen Soldaten sind fast immer darauf hineingefallen und zu Hunderten von diesen ekelhaften Buren hingenommet worden.“

Bur: Nun, das ist gerade der Punkt, wo ich mit Ihnen so sehr übereinstimme. Ihre Soldaten sind jedesmal in die Falle hineingelaufen. Dort aber bei Dittoshoop auf dem großen Rückzug der Engländer legten die englischen Truppen eine Falle für die Buren. Denken Sie, daß ein einziger Bur da hineingegangen wäre? Nein! Und das ist doch ganz gewiß gemein und sicher nicht „fair play“.“

Mrs. Jessie Bartlett Davis, welche am Spears Theater in Buffalo ga-hirte, hatte bei einem Musikerverlage in Chicago zwei neue Lieder bestellt, welche sie in Kurzem singen wollte. Ein Montag war hierzu bestimmt worden; aber der Sonnabend Nachmittag kam heran, ohne daß die Lieder in die Hände der Sängerin gelangten. Mrs. Davis ließ daher ihr Zimmertelefon mit dem Musikverlage in Chicago verbinden. Die Sängerin kam mit dem Verleger überein, die neuen Lieder über die 500 Meilen lange Telefonlinie einzuliefern. Auf beiden Stationen wurde daher ein Clavier ganz nahe an den Fernsprecher herangerückt. Darauf wurden in Chicago die Lieder vorgelesen und vorgefungen, und Mrs. Davis spielte und sang dieselben so lange in ihrem Zimmer nach, bis sie Text und Melodie vollkommen beherrschte. Die Orchesterbegleitung wurde in Buffalo geschrieben und die Sängerin errang mit dem Vortrage der Lieder einen großartigen Erfolg. Für 2 1/2 stündige Benutzung der Fernverbindung mußte sie jedoch nicht weniger als \$125 zahlen.